Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 42 (1938-1939)

Heft: 14

Artikel: Eine Frühsommerfahrt an den Gardasee

Autor: Eschmann, Ernst

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-668782

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ich ginge am liebsten mit dir," wiederholte ich zum zweitenmal. "Und ich mit dir," flüsterte sie, und gegenseitige wilde Küsse besiegelten das Wort.

Ich weiß nicht, wie lange wir im Liebestaumel unter der Heckenrosenstaude verharrten; als wir aber wieder des Weges gingen, da hing Big erschöpft, gebrochen und willenlos an meinem Arm. "Ich möchte jett am liebsten in deinen Armen sterben!" hauchte sie und neigte das schöne Haupt mit leisem Schluchzen auf meine Schulter. "Ich mit dir, du süßes Weib!" stöhnte ich und streichelte ihr die glühenden Wangen.

Da ließ sie jäh meinen Arm los. "Du mit mir, sagst du," versetzte sie rauh und schneidend und ein kaltes Blitzeuer in den Augen, "du mußt ja

leben — leben für eine andere!"

Wilde Herbigkeit, abgründiger Hohn standen in ihren Zugen. Langsam aber meisterte sie sich.

Sie begann von der Ballonfahrt zu sprechen, die wir noch miteinander unternehmen würden; das Sespräch und die Erwartung eines neuen schönen Tages verdeckte ein wenig die tiefe Traurigkeit, die unsere Seelen erfüllte.

Ich war froh, als ich mit Big die Stadt erreichte; aber zum vollen Bewußtsein, wie furchtbar die Flamme der Leidenschaft von Herzen zu Herzen gelodert war, kam ich erst, als wir uns getrennt hatten. Ich empfand ein abgrundtieses Mitleid mit Big, mit ihrer jäh flammenden Liebe. Du hättest dieses Feuer nicht sollen ausbrechen lassen, schrie eine Stimme in mir, du darsst Big nicht mehr sehen, sonst, sonst — Mächtiger noch schrie die Stimme: Wie hast du Duglore verraten — dein liebes, armes Duglörli!

Und nun kommen Blätter, die ich nur mit gitternder Hand schreiben kann!

(Fortsetzung folgt.)

Frische Fahrt.

Laue Luft kommt blau geflossen, Frühling, Frühling soll es sein! Waldwärts Hörnerklang geschossen, Mut'ger Augen lichter Schein; Und das Wirren bunt und bunter Wird ein magisch wilder Fluß, In die schöne Welt hinunter Lockt dich dieses Stromes Gruß.

Und ich mag mich nicht bewahren! Weit von euch treibt mich der Wind, Auf dem Strome will ich fahren, Von dem Glanze selig blind! Tausend Stimmen lockend schlagen, Hoch Aurora slammend weht, Fahre zu, ich mag nicht fragen, Wo die Fahrt zu Ende geht.

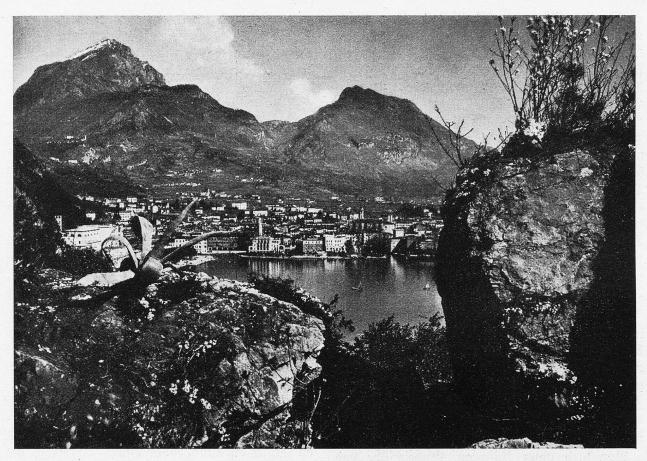
Eichendorff.

Eine Frühsommerfahrt an den Gardasee.

Von Ernst Sschmann.

Un den Gardafee.

Mit dem Bahnbillett Verona — Bozen in der Tasche fuhr ich im Autobus dem Gardasee zu. Man wurde gewaltig durcheinander geschüttelt. Die Sitze frachten. Es lag wohl an der Straße, die streckenweise nicht glatt genug war. Und doch, es war köstlich, so ins Land hinauszufahren, durch üppige Rulturen, denen die Regenguffe der letten Tage gut getan hatten. Die Felder und Ader schienen sich ordentlich erholt zu haben. Die Reben standen gut. Prächtige Bauernhöfe zogen vorbei. Da und dort wurde haltgemacht. Der Himmel, der anfänglich noch bedeckt war, lüftete seine Schleier. Die Spannung wuchs, denn bald mußte der Gee zum Vorschein kommen. Und wirklich, schon winkte er herüber, eine breite, mächtige Fläche, deffen westliches Ende kaum abzusehen war. Hier am Gudende dehnt sich der Gee am weitesten aus. In der Mitte stößt eine schmale Landzunge vor, die malerische, viel besungene und gemalte Halbinsel von Sirmione. Aus der Ferne entfaltet sie nicht alle Wunder. Man muß sie von Defenzano aus besuchen und bis an die äußerste Spike nordwärts wandern, durch den Gottesgarten südlicher Vegetation, wo die grünen Olivenbäume so reich beisammenstehen, bis zur Skaligerburg und hoch vom Turm über die blauen Waffer schauen, den Bergen zu. Und man begreift, daß diese Schönheit schon den alten Nőmern die Zunge gelöft und einen lateinischen Sänger wie Catullus ausrufen ließ: Sirmio, du lieblich Auge unter den Halbinseln und Inseln! (Peninsularum, Sirmio, insularumque ocelle!) Ich grüßte es nur von ferne und hoffte auf einen



Riba am Gardafee.

schönen Tag, den ich dem seltenen Fleck Erde widmen wollte. Jett aber kehrte ich ihm immer mehr den Rücken und flitte durch kleine Dörflein und Dörfer mit holperigem Pflaster. Oft rudten die verwitterten Mauern der Häuser so eng zusammen, daß unfer Wagen Mühe hatte durchzukommen, und wer unterwegs war, mußte sich durch die Turen flüchten, um uns den Weg freizugeben. Die Halte dauerten nicht lange. Es blieb keine Zeit, Beobachtungen im einzelnen zu machen. Es hätte sich wohl auch kaum verlohnt, da oder dort einen Kurs zu überspringen. Da hatten wir Garda schon erreicht, der Ort, der dem ganzen Gee seinen Namen geliehen. Gin Sauflein Saufer, ein paar Hotels, ein Fleden ohne viel Bewegung. Verlockender winkt hier das Vorgebirge San Vigilio mit Sanmichelis Villa Guarienti de Brenzone. Aber wir schnitten den Umweg ab und zielten nordwärts. Ich tröstete mich, diese unter den Malern so bevorzugte Landspitze aus Paul Hehses nach ihr benannter Novelle noch näher kennen zu lernen. Vielleicht auch, daß mich eine Spazierfahrt zu Waffer oder zu Lande in den nächsten Tagen einmal hierher zurückführen würde.

Der See wurde zusehends schmäler. Von drüben rückten die Ufer näher. Größere, lange sich hinziehende Siedelungen tauchten auf. Die Karte sagte mir: das sind die klassischen Stätten des Westufers, die Riviera von Sald, Sardone, Fasand bis Maderno. Und gleich mit einem bestürmte und erschreckte mich eine Frage: Wo sind die Schiffe?

Auf der mächtigen Fläche seeauf und -ab entdeckte ich kein einziges Schiff. Hatte ich mir doch gedacht, Boote wurden fleißig die Dörfer verbinden, und ich hatte mir vorgenommen, recht oft mich nach allen Richtungen tragen zu lassen. Auch die kleinen Schifflein fehlten. Wie ausgestorben lag der Gee. In einer Bucht entdecte ich ein paar Gegler mit braunen, hochgezogenen Tuchern. Ein sanftes Lüftchen mochte sie heimgeführt haben. Ich brauchte Zeit, mir alles zurechtzulegen. Aber dann, wenn man alle Umstände berücksichtigte, ergab sich die Erklärung von selber. Der Gardasee ist, je mehr man nordwärts kommt, von mächtigen Felsen umftellt. Genkrecht fturgen sie gur Tiefe und laffen kilometerweit keine Begetation aufkommen. Gesträuch klammert sich da und dort an die Schroffen. Oft sind sie kahl. Rein Plätzchen findet sich für ein Gärtlein oder gar eine Wohnstätte. Wo nach Stunden am Wasser ein sanfter schmaler Gürtel etwas Humus trägt, hat sich flink ein Dörfchen angesiedelt. Aber nur wenig Volk wohnt hier. Für ein paar Menschen ist Möglichkeit geschaffen, sich ein Verdienstlein zu zimmern. Für großen Verkehr ist kein Bedürfnis vorhanden. Seit wenig Jahren verbindet eine vorbildliche und unter mächtigen Schwierigkeiten und Rosten erstellte Straße beide Ufer. Wo früher die Schiffe einzig den Verkehr vermittelten, eilen heute die großen und kleinen Autos von Dorf zu Dorf. Fremde und Kaufleute, die keine Zeit zu verlieren haben, benuten die Wagen und nur felten noch den Wafferweg, etwa, wenn es gilt, eine Querfahrt zu machen.

So ahnte ich auch gleich: es war wohl nicht leicht, einen Ort zu finden, wo es herrlich wäre zu bleiben, wo man aber auch angenehme Bewegungsfreiheit besaß, nach verschiedenen Richtungen auszufliegen. Da gab es Rester, zwischen Felsen und Wasser geklemmt. Man saß wie in einer Falle und hatte nur die eine Straße, die den See begleitete.

Nun hielt unser Auto an. Einheimische und ein paar Fremde traten herzu. Von einem Hügel grüßte eine prächtige Vurg. Vis ans Wasser rückten die Felsen heran. Malcesine! Der Hauptakzent auf dem e der zweiten Silbe, das i kurz gesprochen. Der Name klingt vertraut, und ich entsinne mich gleich: hier hatte ja Goethe sein Abenteuer gehabt, als er sich zu zeichen anschickte.

Da rollten wir schon wieder davon. Die Ufer näherten sich immer mehr. Drüben ragte ein Zug felsiger Berge auf. Eine bewegte, grune Terrasse dehnte sich drei- bis vierhundert Meter über dem Gee hin. Dörflein hatten sich dort oben angesiedelt, ein Kirchlein grüßte hernieder, und ich dachte gleich: Wanderziele, die so recht ein Gottesgeschenk werden können an einem blauen Tage. Run hatte ich das Mordende des Gees erreicht, Torbole. Auch die Garca-Brude hatte ich hinter mir. Es galt, noch die Spitze eines kühnen Felsriegels zu umfahren, den Monte Brione, und Riva war erreicht. Ich freute mich. Die Erschütterungen waren auf die Dauer recht unbehaglich geworden. Etwas abgespannt und wie gerädert bezog ich mein Hotel.

Niva hat sich zu einer stattlichen Ortschaft von über 8000 Einwohnern entwickelt. Nicht etwa, daß es erst von den Fremden entdeckt worden

ware. Schon die Römer haben es gefannt und geschätt. Eine Zeitlang gehörte es zum Bistum Trient. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts regierten hier die Staliger. Ihre Wasserburg, die Rocca, unmittelbar am Gee, erinnert noch heute an das ruhmreiche Geschlecht. Die Visconti lösten sie ab und anno 1440 die Venezianer. Durch Kaiser Maximilian I. fiel Riva wieder an den Fürstbischof von Trient zurück. Beim Ausbruch des Weltfrieges gehörte es zu Hiterreich. Die Nachbarschaft Italiens wurde ihm gefährlich. Vom Monte Baldo hernieder donnerten die feindlichen Geschütze. Häuser wurden getroffen, Mauern zertrümmert. Die Bevölkerung mußte sich ins Innere des Landes in Sicherheit begeben. Jahrelang standen die Wohnungen leer. Die Spuren der Verheerung sind noch nicht alle ausgewischt.

Die Lage des Fledens ist einzigartig. Das himmelanstrebende Felsmassiv der Rocchetta, das romantische Panorama dem Hinterland, Arco, zu, wie die steilen Ufer zu beiden Geiten des herrlich blauen und reinen Gees, dazu die hohen Valmen und Olivenbäume in den Gärten, die Magnolien, die verschwenderisch südliche Uppigkeit im Gebiet der rauschenden Sarca, die Reben am Monte Brione und die schmucken Bauerndörfer an den nördlichen Hängen, sie schaffen ein Bild von berückendem Zauber. Als dann an einem der nächsten Tage die Regenschleier zerstoben und die ganze Schönheit dieser Gegend sich im strahlenden Glang der Sonne offenbarte, war mein Entschluß gefaßt: ich blieb in Riva! Die Wendung zum Guten geschah, als ich an einem Abend oben faß auf der Bastion, beim alten, zu einer Ruine zerfallenen Turm, den die Venezianer errichtet hatten. Unten hatte ich nach der Porta San Marco gleich den schmalen, aber gut in Ordnung gehaltenen Pfad eingeschlagen und war in manchem kurzweiligen Zickzack an Gärten und Olivenpflanzungen vorbei bequem in die Höhe gekommen. Wie von einer Kanzel blickt man ins Tal, und deutlich hebt sich der alte Flecken ab von den neuern Siedelungen, die wie ein lockerer Gürtel die engen Gaffen und das malerische Gewirre der Straßen mit den jahrhundertealten Dächern umschließen. Ich horchte hinunter in diese seltsame Welt und schaute wieder hinauf, dem Himmel zu. Was entdeckte ich? Ein Fensterlein war in den grauen Wolken aufgesprungen, bald wieder eines, sie wurden größer und vereinigten sich. Mein Herz begann zu pochen; denn ich fing an zu glauben, daß die Sonne nun füdliche Wärme brachte



Riva am Gardafee mit der Rocchetta.

und alle Wunder entfaltete, die der Guden hier spenden kann.

Ich hatte recht. Von nun an schaute ich Riva zumeist im Glanz der Sonne; der Frühling zog weiter hinauf in die Verge, während der Sommer sich rüstete und rings um den See seine Visten machte. Die Kulturen hießen ihn freudig will-tommen; denn sie hatten getrunken und spürten mächtige Kraft in den Schossen, einem Herbst entgegenzugehen, der allen eine gute Ernte versprach.

Hier oben wurde ich unternehmungsluftig. Ich schmiedete köstliche Wanderpläne. Von hier aus überschaute ich Anfang und Ziel verlockender Spaziergänge und stieg, von seliger Erwartung beschwingt, zu Tal, um möglichst bald in die Tat umzusehen, was ich mir alles vorgenommen hatte.

Rivas Wanderjuwel ist die Ponalestraße. Ich kann mich keiner kühneren und an Schönheit und Monumentalität verschwenderischeren Sebirgsroute erinnern. Die Ssterreicher haben sie schon um die Mitte des letzten Jahrhunderts gebaut. Mit sanstem Anstieg zieht sie der himmelhohen Felswand der Nocchetta entlang, beißt sich in sie hinein, macht alle Vorsprünge und Einbuchtun-

gen des Berges mit, zieht sich in wilde Schluchten zurück und drängt in eleganten Windungen wieder hervor an Ausguchpunkte, wo man verweilen muß. Unmerklich hat man schon eine Höhe gewonnen, die einen Überblick gewährt über das schöne Nordende des Gees. Das Auge schweift den Hotels mit ihren grünen Gärten unmittelbar am Waffer entlang, es haftet am alten Turme, der einst aus der Stadtmauer emporwuchs, an den freundlichen Anlagen des neu errichteten Badeetablissements. Weiter fliegt es hinauf den grunen hang des Monte Brione. Wie ein gewaltiges Naturtheater hat er sich in die Ebene der Sarcamundung gelegt und wendet seine breiteste Flanke mit ausgedehnten Rebgeländen der Sonne zu. Dann ist man gleich drüben in Torbole, und wieder gilt es, emporzuschauen, höher und höher und immer südlicher, bis die Blide den Monte Baldo erreicht haben, den höchsten Punkt des langgezogenen Bergrückens, der das Oftufer des Gardases vom Tal der Stsch trennt. Heimatlich mutet es an, zuoberst noch Schnee zu finden, eine gemütliche Rappe, die der Winter vergeffen hat, als er dem nahenden Frühling den Platz räumte. Das leuchtende Blau des Himmels jubiliert noch einmal so laut, denn keine freundlichere Berührung könnte es haben als mit dem blendenden Weiß, das wie silbernes Krongeschmeide den Scheitel des Berges bedeckt.

To kommt man auf der Ponalestraße nicht fort. Immer neue Ausblicke werden frei. Durch grüne Vordergründe hindurch, über schwindelnde Abstürze hinunter auf die ebenso kurzweilige, neue Uferstraße und auf den See verliert sich das Auge. Sin Schiff kommt von Limone her, das erste Schiff, das ich die Fluten befahren sehe. Es zieht seine Spur und eine lange, perlende Schleppe hinter sich. Es belebt den See, der so gerne zu träumen scheint und nur selten aus seiner Ruhe aufgescheucht wird. Am ehesten noch durch ein Auto, das mit lauten Signalen sich freie Bahn schafft durch die ewig sich wiederholenden Windungen und Tunnels, die in den Berg getrieben sind.

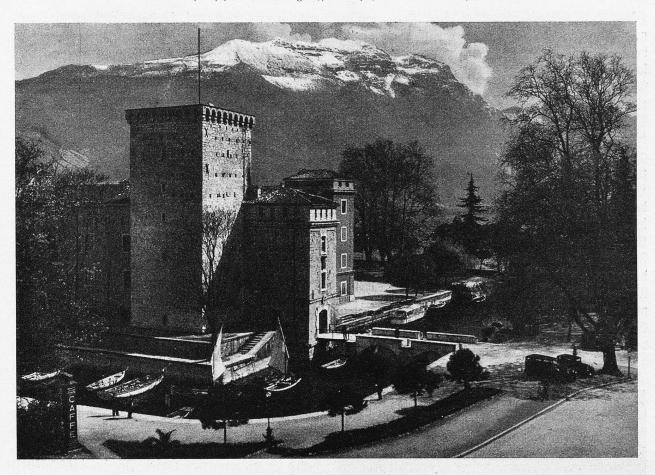
Während man so gemächlich und gemütlich an Höhe gewinnt, muß man sich immer wieder fagen, daß jeder Außbreit mit Hämmern, Bohrern und Sprengstoffen der harten Rocchetta abgetrott werden mußte. Es wird hier eine unruhige Zeit gegeben haben, da es knallte und donnerte tagein und -aus und widerhallte bis tief in die Täler hinein. Es splitterte und polterte, es knarrte von Rädern und gellte von Rufen, wohl auch von Hilferufen. Es ist nicht anders möglich, als daß diese gewaltsame Überwindung dieses Felsberges mit Gefahren verbunden war. Alles ist aus dem Wege geräumt, was folden Gedanken rufen könnte. Dafür wird man nur zu oft auf andere Spuren gewiesen. Der große Krieg ist auch über die Ponalestraße gegangen. Löcher und Unterstände, Schießscharten und Verbauungen aller Art erzählen, daß der Tod hier gelauert und niemand verschont hat. In Höhlen hat er sich versteckt, hinter trügerischen Wänden hat er seine Geschütze aufgestellt, sich vor Angriffen geschützt und selber Attacken vorbereitet. Mit dem Frieden und der Schönheit Rivas war es vorbei. Berg und See und üppiges Gelände, Olivenhaine und Valmengärten, Haus und Heim waren Kampfzone geworden. Du arge, du grausame, du furchtbare, du unbegreifliche Welt!

So stellten sich frohe und niederdrückende Gedanken ein. Auch ohne Begleiter war man gut unterhalten. An Abwechslung fehlte es nicht. Vom Hellen schritt man ins Dunkle, und Strekten kamen, da man länger im Tunnel ging als im Licht des Tages. Von Zeit zu Zeit schusen Ausbuchtungen den Wagen Gelegenheit, einander

auszuweichen. Wenn es aber unglücklicherweise geschah, daß man an einer Schmalstelle einem donnernden Lastwagen mit Anhänger begegnete, hieß es, sich an die Wand zu pressen, als wollte man in sie hineinwachsen. So hatte ich einmal Mühe vorbeizukommen, ohne Schaden zu nehmen. Sachte und mit jedem Zentimeter rechnend, jede rettende Möglichkeit ausnützend, schob sich der Führer an mir vorbei und prüfte von seinem Sitze aus die bedenkliche Lage. Aber meine Zehen brachte ich nicht weiter zurück. Das Seitenbrett der Wagenbrücke scheuerte meine etwas vorwitzige Weste. Ich zog den Atem ein und getraute mir ein fritisches Weilchen lang nicht einen Schnauf zu tun. Dann war das Abenteuer überstanden, und leichteren Herzens zog ich von dannen. Noch lange hatte ich das Oröhnen des Wagens im Ohr, wenn er in eine Kurve einbog oder mit lautem Horn seine Warnungen erschallen ließ.

Nach einer guten halben Stunde hatte ich die Ponaleschlucht erreicht. Der Fluß, der aus dem Ledrotale kommt, schlägt hier zwei malerisch luftige Purzelbäume. Es verlohnt sich, diese Wasserfälle zu besuchen. Man hat es aber auch verdient, hier auf der weitausschauenden Zinne der Schenke ein Schöpplein zu trinken. Die Wirtin empfahl mir ein Fläschchen Vino santo aus Dro. In dem kleinen Reft hinter Arco wachsen erlesene Trauben. Die Bauern lassen ihnen die sorgsamste Pflege angedeihen und kultivieren einen Wein von edelstem Sehalt. Vino fanto nennen sie ihn, heiligen Wein. Diese Bezeichnung hat ihre besondere Bedeutung. Die Trauben werden vom Herbst, da sie geerntet werden, über den Winter bis ins Frühjahr aufbewahrt und erst in der Karwoche gepreßt, in der heiligen Zeit. Und noch einmal wird dem Safte gute Frist gegeben, sich auszubauen. Die Flaschen bleiben ein paar Jahre liegen. Dann mögen die delikaten Zungen ihre Freude an diesem seltenen Tropfen haben! Wie fluffiges Gold fließt er ins Glas, und ein Duft entsteigt ihm, der Röstliches verspricht. Go ein Wein muß gekostet, nicht von einer durstigen Rehle getrunken werden. Als Dessert beschließt er ein feines Mahl oder paßt in eine gemütliche Plauderstunde während des Tages. Wenn die Umgebung dann noch so bunte Bilder entfaltet, wie ich sie am Ponale genoß, stellt sich auch die festliche Stimmung ein, die zum Vino fanto gehört.

Ich habe diese Straße oft besucht. Ich hätte sie jeden Tag gehen können. Wollte man schweize-



Riva am Gardafee. "La Rocca".

rische Vergleiche heranziehen, fällt einem die Axenstraße ein. Nur ist hier alles ins Größere, ins Sigantische getrieben. Da man emporsteigt und mitten am Felshang von Vorsprung zu Vorsprung mehr ergriffen wird vom Blauen des Himmels wie des Sees, von den ungeheuerlichen Wänden und dem sich immer weiter öffnenden Blick, freut man sich seden Schrittes und hemmt von selber den Fuß, daß er nicht ins Hasten kommt.

Einmal freilich hatte ich von Anfang an das Ziel höher gesteckt. Ich hatte, als ich eines Tages erst spät auf einem Schiff nach Niva zurückehrte, hoch in den Bergen ein einsames Lichtlein entdeckt. Ich erkundigte mich bei einem Matrosen, was das wohl sein könnte.

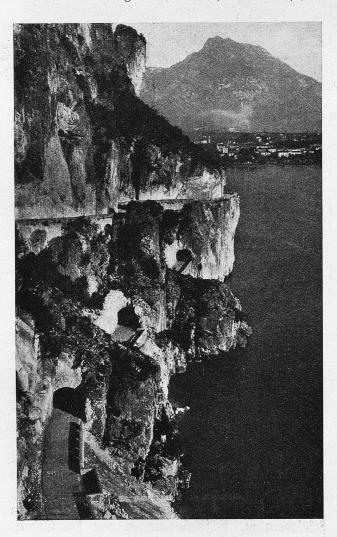
"E Pregásina, un piccolo villaggio," erklärte er mir, und ich dachte mir gleich: dort oben muß es wohl herrlich sein. Am andern Morgen gewahrte ich die wenigen Häuser und beschloß, sie aufzusuchen. Man wußte im Tal nicht viel von diesem Oörschen. Der große Zug der Fremden ließ es liegen. Um so mehr lockte es mich, den Aussteig zu wagen. Sleich nach dem Mittag nahm

ich den Weg unter die Füße. Eine gute halbe Stunde benutzte ich die mir vertraute Ponalestraße. Dann aber verließ ich sie und schlug einen schmaleren Weg ein. "Nach Pregäsina?" fragte mich eine Frau. "Sie wollen nach Pregäsina hinauf?", und sie musterte mich ungläubig von oben bis unten. Dann fügte sie eine Warnung bei: der Pfad ist steil und molto brutto e pietroso! Nun, ein Schweizer läßt sich nicht abschrecken durch einen rauhen und steinigen Weg.

So zog ich weiter, und eine unbändige Wanderlust trieb mich bergan. Bald aber zeigte sich, daß das gangbare Fahrsträßchen sein Ende nahm und meine wohlmeinende Warnerin recht behielt. Der Kurs führte immer steiler empor. Kleinere und größere Blöcke lagen im Weg, die nach wohlgenagelten Marschschuhen riefen. Aber nun galt es, ohne Vergausrüstung das Ziel zu gewinnen, auch ohne einen festen Stock, der mir guten Halt gegeben hätte. Die Sonne hatte sich hinter Wolfen bersteckt. Aber ihre Wärme erfüllte doch Verg und Tal. Eine gewittrige Schwüle sehte allen Sliedern zu. Vächlein rannen von der Stirne, ganze Väche, und begehrlich schaute ich nach den

Höhen von Pregasina. Aber das Dorf wollte nicht zum Vorschein kommen. Ich hielt inne und beschaute die veränderte Welt. Die Felsen hatte ich überwunden. Jett öffnete sich ein Tälchen. Wiesen grünten, und fruchtbare Ader dehnten sich einer farbigen Terraffe zu. Ein hund bellte. Bauern arbeiteten auf den Feldern. Köstlich war es, so schönes Leben zu entdecken über einer Region von Felsen, die kein Gedeihen edlen Grunes zuließen. Rein Haus war noch zu entdecken, keine Hütte. Doch hier! Ein Unterstand! Krieg! Wieder war ich an den Krieg erinnert, und später ließ ich mir erzählen, daß nicht weit von hier das alte Hfterreich den italienischen Boden berührte. Feierliche Stille herrschte ringsum. Kein Laut drang zu mir, und lange begegnete ich keinem Menschen. Frieden herrschte, wo einst die Ranonen gedonnert. Auch über diese abseitigen Erdenwinkel war ein Schicksal gegangen. Ich vernahm noch manches davon in Pregasina.

War das eine Freude, als ich das Dörfchen



Felfenstraße am Bardafee.

endlich erreicht hatte! Es bot eine herrliche Fernsicht und erquickte mich mit einem perlenden Quellwasser, das alle Strapazen vergessen ließ. Auf einer bescheidenen Terrasse saß ich und lauschte den Berichten eines Alten. Auch er hatte noch am Kriege teilgenommen. Es lebte außer der jungsten Generation niemand hier oben, der nicht um seinen Boden wie um sein Leben gezittert hatte. Die Häuser hatten mächtig Schaden gelitten. Fast alle sind neu errichtet worden, und höher den Bergen zu hatten die Goldaten ihre Hütten gebaut. Vom Monte Baldo herüber schofsen die Italiener, und am Abend war niemand sicher, ob er sich des morgigen Tages noch erfreute. Hier bei guter Unterhaltung hatte ich mich neu gestärkt, und besser ausgerüstet konnte ich dem Abstieg entgegensehen. Denn mein liebenswürdiger Gesellschafter hatte mir inzwischen einen hohen, soliden Hirtenstock gehauen und geschnitt.

Pregasina! Dem Dörfchen bewahre ich ein schönes Andenken, weil ich mit den Einheimischen Fühlung gefunden habe. Ich spürte es gleich; ich hatte es mit schlichten, treuherzigen Leuten zu tun. Diesen wiederum schien ein Gruß aus der weiten Welt auch Freude zu bereiten, und als ich gar herausrückte, ich komme aus der Schweiz, hatte ich gewonnenes Spiel. Ja, ja, die Schweiz hat es gut! beneideten sie mich. Wir werden wohl nie dahin kommen, wenn wir sie auch längst gerne kennen gelernt hätten!

Solche kleinen Reiseintermezzi erquiden. Man wächst gleichsam mit dem Boden zusammen. Ein Slück, daß es noch manches Plätichen gibt, auf denen ein Strahl der guten alten Zeiten ruht. Es ist auch gut, daß noch immer sich solche finden, die diesen stillen Flecken die Treue bewahren.

Und noch einmal bereitete mir die Ponalestraße eine große Überraschung. Ich fuhr hinauf und hinein ins Ledrotal, an den Lago di Ledro. Hinter den Steilwänden der Rocchetta hat er sich verborgen. 600 Meter über dem Spiegel des Gardasees liegt er, eingezwängt zwischen steile Hänge. Wenig Raum läßt er frei für nutbares Land und ein paar kleine Dörfer, die einer bescheidenen Industrie Eingang gewährt haben. Es ist Sonntag. Das Volk entströmt der Kirche. Die Männer umftellen gruppchenweise einen Bocciaplat und nehmen mit Eifer am Spiele teil. Man sieht es ihnen an: das Leben hat sie anspruchslos gemacht hier oben. Nicht lange ist's her, da herrschte ein regeres Treiben in dieser Einsamkeit. Hütten waren errichtet, und Erdarbeiter bauten einen Stollen. Gie durchbohrten



Riva am Sardafee. Reftaurant Cascata Bonale.

das mächtige Massiv der Roccheta und leiteten einen Teil des Ledrosees einem Werke zu, das unten in Riva die gewaltigen Energien des zu Tale brausenden Wassers in elektrische Kraft verwandelt. Im Sommer kommen Leute hier herauf, um der Sitze des Tales zu entfliehen. Doch heute bin ich der einzige Fremde. Es ist noch zu früh.

Ob es Krieg gebe? Die Frage des Wirtes erschreckt mich. Der Radio habe gefährliche Dinge verkündet. Es brodle in der Tschecho-Slowakei.

Soll die Welt in neue Händel geriffen werden?

Dann wehe, Europa, was aus dir wird!

Ich hatte nicht Gelegenheit, mit dem Wirt, der mir ein gutes Mahl aufstellte, mich in weitere Erörterungen einzulassen. Schon war es Zeit, wieder einzufteigen.

In unzähligen Kehren schlängelte sich die Straße talwärts. Der Führer am Steuer hatte Arbeit, sein Rad zu drehen, linkshin und rechtshin auszuholen. So schraubten wir uns heraus aus dem Tale, und alsogleich grüßte auch wieder der Gardasee herauf, frisch und fröhlich, als wollte er sagen: ein neuer Krieg? Ich mache nicht mit!

Blumen nach einem Unwetter.

Geschwisterlich, und alle gleichgerichtet Stehn die gebückten, tropfenden im Wind, Bang und verschüchtert noch und regenblind, Und manche schwache brach und liegt vernichtet. Sie heben langsam, noch betäubt und zagend Die Röpse wieder ins geliebte Licht, Geschwisterlich, ein erstes Lächeln wagend: Wir sind noch da, der Feind verschlang uns nicht.

Mich mahnt der Anblick an so viele Stunden, Da ich betäubt, in dunklem Lebenstriebe, Aus Nacht und Elend mich zurüchgefunden Zum holden Lichte, das ich dankbar liebe.